Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666125

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVIII. Jahrgang Zürich, 1. Februar 1935 Heft 9

Winterbild.

Die Spatzen tschilpen auf dem Fenstersims
Und streiten sich um einen Brocken: Nimm's!

Der Junge würgt sich fast zu Tod daran,
Sein Onkel wehrt den Feinden, was er kann.

Die Häscher hacken auf den Onkel ein,
Er kreischt: Mein Jung, den Brocken laß nicht sein!

Der Neffe schwirrt hinab zum Tannenast,
Es kreischt die Schar ihm nach voll Wut und Hast.

Und leise stäubt Dezemberschnee vom Baum;
Am Fenster träumt ein Kindskopf einen Traum....

William Wolfensberger.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann. (Fortsetzung.)

Als er einmal spät in der Nacht in die Scheune hinüberging, um zu schauen, wie weit es war mit der Kuh, sah er, daß das Kälblein auf dem Wege war. Die Sache gefiel ihm nicht. Der Stitzli mußte helfen. Er sprang hinüber ins Haus und weckte ihn. In Hose und Hemd humpelte er hinter dem Meister drein und trat in den Stall. Zusammen legten sie Hand ans Werk. Bald war das Kälblein da. Die Kuh war gerettet. Der Böllen-Uecheli triumphierte und wußte nicht, wieviel er seinem Knechtlein zu verdanken hatte. Aber ein neuer Beweis war geleistet, daß er ein Glückspäcklein bei sich trug.

Der Bauer im Bifang erlebte noch eine ganz andre Freude. Seine Lisbeth gedieh. Sie lag wohl oft noch auf der Bank vor dem Haus, wenn die Sonne schien. Aber sie bekam wieder Farbe und sah nicht mehr so traurig in die Welt. Sie hatte Mut und freute sich wie ein Kind, daß es wieder aufwärts ging. Chueris Vorschriften befolgte sie pünktlich. Ein rechtes Zaubertränklein war's, das er ihr verschrieben. Sie spürte es: jeder Löffel brachte sie der völligen Genesung näher. Sie reckte die Arme und hatte wieder Kraft und Schwung in den Gleichen.

Die Rosa sang.

Sie schaffte für zwei. Sie kochte für Menschen und Vieh. Der Stitzli kam oft in die Küche hinüber und holte das heiße Trank für den Fleck. „Wie geht's ihm?" fragte sie.

„Gut, er erholt sich," quetschte das Knechtlein heraus. „Es wird das letzte Mal gewesen sein, daß man ihm „eingeben" muß."

Auch der Bällen-Uecheli freute sich seines Lebens. Wenn er sich recht besann, mußte er sich gestehen, daß es ihm lange nicht mehr so gut gegangen war wie in der letzten Zeit. Er fühlte sich stark und zu aller Arbeit aufgelegt.

Wenn der Chueri nicht gekommen wäre! Dann rasselte jetzt der Karren den bösen Weg, den er eingeschlagen. Es war zum Verzweifeln gewesen. Nächtelang hatte er nicht mehr geschlafen.

Nun ging er ins Bett und wachte nicht mehr auf, bis es Zeit war zum Aufstehen.

Er hielt mit seiner Freude nicht hinterm Berge. Wenn er in die Sennhütte kam, erzählte er den Bauern, den Jungen und Alten, den Frauen und Mädchen, was für Wunder der Chueri an seiner Frau getan und wie sie wieder aufgehe, wie ein Fastnachtküchlein.

Da gab es ein großes Gelächter. Das verdroß des Schuppenhansen Döde. Giftig bäfzte sie drein: „Das ist nicht zum Lachen. Es ist halt doch so. Der Chueri verhext uns alle miteinander. Sei's nun im Bösen oder im Guten."

Aber da mußte sie etwas hören. „Wir werden ihm wohl nicht verbieten, daß er uns im Guten verhext, und wenn eines wieder auf die Sonnenseite des Lebens kommt, das schon längst schattenhalb gesessen, ist allweg ein besser Werk getan, als wenn man den Patienten „dahinserbeln" läßt." Der Bällen-Uecheli faßte die Döde scharf ins Auge, so daß sie eiligst verstummte und es fürs beste hielt, aus dem Staube zu kommen.

Das Lied von Chueris Heilkünsten wurde in allen Stuben gesungen. Wo irgend ein Bresten sich meldete, mußte er ihn besehen. Und er ließ sich nicht lange bitten. Er hatte immer ein gutes Wort und war nie um einen wertvollen Rat verlegen. Freilich, es kam auch vor, daß er die Stirne rümpfte und meinte: „Das ist nun eine heikle Sache. Sie wird nicht von heut auf morgen wegzublasen sein. Aber wir wollen sehen."

Wenn er so gesprochen, wenn er den Kranken die Hand gefaßt oder mit der seinen ihnen sachte über die Stirne gefahren, war ihnen schon leichter.

Und was den Bauern am meisten einleuchtete: Chueri machte ihnen keine Rechnungen wie der Doktor von Bachtalen, der zu ihnen heraufreiten mußte. Freilich, der Mauser kam dabei nicht zu kurz. Die Leute steckten ihm gerne etwas zu, wenn sie auch ihre Rappen zählten. Aber viele Batzen flossen zuletzt bald zu einem Fränklein zusammen, die Fränklein zu einer Dublone. Chueri kam sich vor wie der Vogel im Hanfsamen. Immer hatte er etwas zu picken. Wenn er abends spät mit seinem Mauser-Kasten ins Girenmoos kam, war dieser nicht einzig voll Rütlein und Fallen. Denn da und dort in den Höfen hatten sie ihm gute Sachen zugesteckt, ein Brot, eine Wurst, ein Stück Käse, und wenn irgendwo ein Stück Vieh geschlachtet worden war, hatte man ihm auch einen guten Zipfel auf die Seite getan. So flog denn seit einiger Zeit manchmal vom Girenmoos ein feines Geschmäcklein durchs Fenster, und wenn zufällig einer unten eine Nase voll bekam, schaute er hinauf und dachte: Aha, da oben ist wieder gut Wetter!

Chueri hatte manchmal für sich lachen müssen. War das nicht lustig? Den Mäusen drehte er den Kragen um, und die Oberwieser stellte er wieder auf die Beine. Tod und Leben reichten einander in seinem Kasten geschwisterlich die Hand. Die Mausefallen lagen neben den Trünklein, eines so friedlich wie das andere. Und doch: eines war wie der gespannte Pfeil, der Böses im Sinne hat. Über dem andern flatterte das rote Fähnlein des Lebens.

Chueri hatte viel zu tun.

Von Tag zu Tag mehr.

Man rief ihn fast in jedes Haus.

Man holte ihn in entfernte Höfe. Ja, sein Ruf war bereits in die Nachbargemeinden gedrungen.

Todmüde kehrte der Mauser jeweilen abends ins Girenmoos zurück. Wenn er jetzt gleich sich hätte zur Ruhe begeben können, hätte er von Glück sagen können. Noch stundenlang setzte er sich hinter sein Arzneibuch und holte Rat, den er für den morgigen Tag brauchte.

Er fing auch an, ein paar eigene Trünklein zu brauen. Wozu besaß er die Rezepte! Untertags hatte er gute Gelegenheit, in Wald und Feld und da und dort in einem Bauerngarten ein paar wertvolle Kräutlein zu sammeln: Wegwurz, Kamillen, Nesseln, Wacholder, Fenchel und Ameiseneier. Er gab auch Auftrag, ihm mancherlei herbeizuschaffen. So lagen denn oft aller Art Päcklein im Tenn, wenn er nach Hause kam. Er sichtete sie und legte sie bereit für den Augenblick, da sie vonnöten waren.

Wenn auch sein Gebräu nicht immer angenehm ausfiel, die Kranken tranken es gern. Sie hatten Furcht vor dem Messer! Lieber der

Zunge die bitterste Probe zugemutet, ein Geschmäcklein, daß einem die Augen übergingen und alle Muskeln rebellisch zusammenzuckten, als daß der Doktor mit seinen Messern und Zangen anrückte. Die Oberwieser fürchteten sie wie das Schwert.

Wenn die Ältern Chueri insonderlich mit körperlichen Bresten behelligten, rückten die Jüngern mit andern Anliegen heraus. Es war ruchbar geworden, daß er auch wirksame Mittelchen für manche geheimen Wünsche kenne, und so umschwärmten ihn denn die Burschen und Mädchen von Oberwiesen und suchten ihn für ihre verschwiegenen Ziele zu gewinnen. Sie wollten es zwar nicht an der Rede haben und schlugen gar verschlungene Wege ein, um Chueri einzufangen und ihn zu beschwören, ihnen zu helfen, wie sie das Glück der Liebe an ihre Ferse hefteten.

Ihre Gedanken schweiften oft aus nach dem Girenmoos. Es schien für sie alle Schrecken verloren zu haben. Ja, auf einmal wähnten sie, von ihm aus könnte die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen gehen, nur von ihm aus. Sie erinnerten sich jener kalten Winternacht, da sie ihm heimlich zugeschaut, wie er im Scheine der Kerzen den weißen Schädel emporgehoben und in feierlichem Tone dazu seine Sprüche halb gesungen, halb gesummt hatte.

Wenn es nun dunkel wurde und Chueri auf dem Heimweg begriffen war, wurde er an Ecken und Enden angehalten. Das Föhrenwäldchen hinter dem Girenmoos war ein beliebter Ort. Da die Jungen fast alle im gleichen Spittel krankten und von einer schmerzvollen Ungeduld geplagt waren, kam es nicht selten zu unliebsamen Begegnungen. Während Chueri dem einen riet, lauerte schon ein anderer, hinter den Bäumen und Büschen versteckt, und er getraute sich nicht hervorzukommen, bis die Luft rein war für sein verborgenes Werk.

Einer der ungestümsten Draufgänger war der Baltisser Gusti. Er war ein strammer Bursche, hübsch gewachsen und von gesunden, starken Gliedern. Er konnte arbeiten, wenn's sein mußte. Aber in dem Jahre, das er in der Nähe der Stadt in der landwirtschaftlichen Schule verbracht, hatte er die Süßigkeiten jugendlichen Leichtsinns kennen gelernt. Sie waren es noch immer, die unaufhörlich in seinem Kopfe spukten. So schien es nicht verwunderlich, daß er stets dabei war, wenn die Nachtbuben ein Abenteuer ausheckten oder im „Goldenen Sternen" beim Schoppen saßen. Er trank gern einen guten Tropfen. Wenn man ihm einschenkte, ließ er's willig geschehen. Nicht selten wurde es zuletzt ein Gläslein zu viel. Der Prinz im Hüebli war es gewohnt, daß sein junger Meister manchmal recht unbeholfen daherkam und eine gute Weile brauchte, bis er den Schlüssel gefunden hatte, der immer an seiner bestimmten Stelle, hinter dem Laden des Gangfensters, bereit lag.

Man hätte nun glauben können, der Gusti sei unter den Mädchen von Oberwiesen der begehrteste Bursche gewesen. Um so mehr, als ihm einmal eines der schönsten Bauerngüter zufiel. Aber es ging ihm eigen. Es gab Mädchen, die eine Scheu vor ihm hatten, und just die, die ihm ins Auge stachen, begegneten ihm nicht gerne. Sie wußten, daß er immer etwas zu schäkern hatte. Das dünkte sie freilich lustig und kurzweilig, aber wenn sie merkten, daß er im „Goldenen Sternen" gesessen, wünschten sie ihm eine gute Nacht und suchten, daß sie weiter kamen.

Da konnte er zornig werden, denn er trank einen wilden Wein. Er begann zu schimpfen und zu rumoren. Anderntags hatte er sich beruhigt, aber wenn er dann sah, daß die Rohrhof-Lina ihn kaum eines Blickes würdigte, ärgerte es ihn. Denn just sie, die lustige Nachtigall, saß ihm im Sinne, und er hätte augenblicklich nichts lieber gewünscht, als daß sie ihm freundlich entgegengekommen wäre. Donnerwetter, er war doch sozusagen auch einer, der Baltisser Gusti im Hüebli! Er mußte doch einmal mit dem Chueri reden, daß er den Sinn des störrischen Mädchens ihm zuwandte. Er ließ sich gerne etwas Rechtes kosten.

Der Mauser befand sich eines Abends spät auf dem Heimweg. Eben bog er ins Föhrenwäldchen. Es war stockfinster. Nur wenige Sterne glitzerten am Himmel. Da wurde Chueri angehalten.

„Wer seid Ihr?"

„Nur der Gusti!" flüsterte er. „Seid still."

„Und was habt Ihr auf dem Herzen?"

Der Bursche legte ihm sein Anliegen dar.

„Könnt Ihr mir helfen?"

Der Mauser räusperte sich. „Das ist freilich eine schwierige Sache. Sie hat ihre Haken."

„Da!" Gusti legte ihm eine Dublone in die Hand.

Chueri spürte gleich, daß es keine Kleinigkeit war. „Man könnte ja sehen," sagte er.

„Ihr habt einen Zauber?"

„Vielleicht!"

Gusti beschwor ihn: „Ich will alles tun, was Ihr mir auferlegt."

Wieder verstrich eine gute Weile.

Es raschelte etwas.

Ein Lüftchen ging durch den Wald.

Hatte sich ein Vogel gerührt?

„Macht schnell!" drängte Gusti.

Chueri nahm ihn bei der Hand. „Jetzt hört mir gut zu, daß Ihr nichts verabsäumt. Am Tage vor Johanni fastet Ihr. Nicht das mindeste dürft Ihr zu Euch nehmen. Dann pflückt Ihr am Abend, gerade im Augenblick des Sonnenunterganges 13 Stengel von dem Kraute Esula campanula. Dann trocknet Ihr's, aber nicht am Feuer, nicht an der Sonne, sondern im Schatten und nachts im Mondschein."

Gusti wiederholte, sich einprägend: „13 Stengel Esula campanula, im Mondenschein getrocknet."

„Alsdann verwandelt Ihr sie in staubfeines Pulver und mengt dazu ebenso fein gestoßenen grauen Ambra. Dieses Pulver tragt Ihr 13 Tage und 13 Nächte auf dem Herzen. Und jetzt kommt die schwerste Aufgabe. Ihr müßt ausfindig machen, wie Ihr der Lina dieses Pulver ins Essen oder in den Kaffee praktiziert, ohne daß sie eine Ahnung davon hat."

„Das ist ein dummes und krummes Häklein," meinte der Gusti. „Die Lina hat offene Augen, und wie komm' ich gleich in den Rohrhof und an den Tisch? Der Greteler ruft mich nicht zum Zusitzen. Er macht mir fremde Augen, wenn wir uns zufällig begegnen. — Hört, ich habe noch eine Frage. Darf es nicht jemand anders sein, der der Lina das Pulver gibt. Oder erlischt so der Zauber?"

„Das nicht!"

„So tut mir den Gefallen!"

Chueri wußte nicht, was er sagen sollte. Er zögerte.

„Kommt Ihr nicht von Zeit zu Zeit in den Rohrhof?"

„Selb wohl!"

Gusti steckte seinem Retter noch einmal ein gutes Stück Geld zu.

„Man kann ja sehen."

„Und die Kräuter?"

„Die will ich Euch zeigen, wo Ihr sie holen könnt."

Gusti war glücklich. Die Lina mußte ihm bald zu Willen sein. Sie konnte nicht mehr an ihm vorübergehen, ohne daß sie ihn lustig grüßte. Chueri hatte sie in seine unsichtbare Gewalt genommen, für ihn!

In zuversichtlichster Laune entsprang er dem Wald. Als er schon beinahe beim „Goldenen Sternen" stand, ließ er einen lauten Jauchzer in die Nacht hinausschmettern. Chueri kannte die Stimme.

Hatte er nicht auch sich eine gefährliche Bürde aufgeladen?

Er ging ins Haus, drehte den Schlüssel und schob den Nachtriegel vor. —

Inzwischen war es Sommer geworden, ein idealer Sommer. Schon seit Jahren hatten die Oberwieser ihr Heu nicht mehr so gut einbringen können. Das Gras stand zudem dicht und hoch. Es gab erfreuliche Fuder. Die Scheunen füllten sich. Die Sonne brannte mit solcher Kraft, daß es zu „Eintägigem" langte. Was die Bauern in aller Herrgottsfrühe gemäht, fuhren sie am Abend heim. Und wie herrlich duftete die Ernte! Aus den Mahden, die noch an den Hängen umherlagen, wie aus den Schobern stieg der frische Ruch und erfüllte die Luft mit würzigen Aromen.

Seit Mitte Mai und den ganzen Juni durch war kein Tropfen Regen gefallen. Kein einziges Gewitter war über die Höhen von Oberwiesen gegangen. Jeden Morgen wölbte sich ein wolkenloser Himmel über die lachende Welt. Wenn noch gegen den Mittag ein Wölklein aufstieg und am Abend mit ein paar andern sich vereinigte, segelten sie friedlich dahin und verflüchtigten sich am Abend wieder. Die Nächte waren klar und rein. Sie kühlten die Hitze der brennenden Stunden, bis der Osten sich aufs neue rötete und die Sonne einen neuen, gesegneten Tag heraufführte.

Den Oberwiesern begann die Gleichförmigkeit dieser Hitzezeit unheimlich, ja unbequem zu werden. Sie sahen, wie die Matten ausdörrten; tiefe Risse klafften im Boden, und das Gras, das zum zweiten Schnitt hätte nachwachsen sollen, blieb zurück. Das Futter wurde knapp. Wenn die Bauern mit ihren Sensen auszogen, um für den täglichen Bedarf im Stalle zu mähen, mußten sie lange Mahden neben sich hinlegen, um den großen Leiterwagen voll zu bekommen. Ja, wenn es so weiter ging und immer noch kein Regen fiel, hatten sie die Runde auf ihrem Land bald beendet, und für das Emd blieb nichts mehr übrig.

Aber das war es nicht allein, was sie beun-

ruhigte. In den Brunnenstuben wurde es still. Das Wasser in den Ställen wie in den Trögen vor den Häusern wurde knapp. Wo es sonst Tag und Nacht ungestüm aus den Röhren sprudelte und mit übermütiger Kraft die tiefen steinernen und hölzernen Mulden füllte, erlahmte sein Eifer. Die Strählchen wurden dünn und schwach; ja, vor diesem und jenem Haus tropfte es nur noch, und die Bauern jammerten: „Wie tränken wir das Vieh?" Die Hausfrauen standen ratlos am versiegenden Brunnen und klagten: „Wir sollten kochen, Gemüse rüsten, Kessel putzen und Wäsche halten und haben so ein Armsünderbrünnlein, von dem wir nicht wissen, ob ihm nicht morgen schon der Atem ausgeht!

Ein einziger Bauer in Oberwiesen war noch gut daran, der Baltisser im Hüebli.

Er stand vor seinem laufenden Brunnen im Hofe und rieb sich die Hände. Mit unverminderter Fülle und Lust schoß sein Wasser in den Trog. Ringsum ward er um diesen Segen beneidet. Auch im Hause hatte er keinen Mangel und im Stalle nicht. Er leistete sich in der schlimmsten Zeit den Luxus, seine leeren Fässer für den Herbst bereit zu stellen. Kleinere und größere schob er mit Gusti ins Freie und rieb und spritzte und spülte sie aus, daß nirgends ein unsauberer Rest zurückblieb. Bei dieser Arbeit schaute er manchmal verstohlen um sich, ob man auch sehe, was für ein Werk er verrichte.

Natürlich, es konnte seinen Nachbarn nicht verborgen bleiben, wie er im Überfluß seiner Quelle schwelge, indessen sie jedem Tropfen Sorge tragen mußten.

Auch Zöbeli im Gubel litt Not. Es würgte ihn, und er war übler Laune. Wenn er den Brunnen Baltissers rauschen hörte, stieg ihm der Neid in den Kopf. Er quälte ihn nächtelang. „Was braucht er vor meiner Nase Fässer zu putzen, der Großhans", schimpfte er.

Wie aber seine Quelle ganz versiegte und ihn sein Nachbar einlud: „Kommt zu mir hinüber, holt, was ihr braucht für Haus und Stall!" mußte er zufrieden sein und konnte von Glück sagen, daß sich ihm eine so günstige Gelegenheit bot. Andern erging es viel übler, dem Bantli in der Haslen, dem Pfiffer-Hans im Stock. Sie hatten in der Sennhütte mächtig gejammert.

Vor vielen Jahren hatte der Vater Baltissers diese kostbare Quelle aufgestöbert. Sie lag auf seinem Gute und hätte für etliche Höfe ausgereicht. Wer weiß, sie reichte am Ende fürs ganze Dorf. An keinem Tag und zu keiner Stunde hatte sie seit erdenklichen Zeiten nur um ein Strählchen nachgelassen. Wenn es aber regnete oder gar ein Gewitter niedergegangen war, hatte er nicht gewußt, wohin mit all diesem Wasser, das aus den Poren des Bodens emporquoll und große Striche überschwemmte.

Inzwischen war es Mitte Juli geworden. Die Trockenheit dauerte an. Noch nie in ihrem langen Leben hatten die Oberwieser erfahren, wie schlecht es um ihre Quellen bestellt war. Es galt, allen Ernstes dafür zu sorgen, solche Störungen für die Zukunft aus der Welt zu schaffen.

Man redete in der Sennhütte davon.

Man beschloß, zu einer gründlichen Aussprache im „Goldenen Sternen" zusammenzutreten. Die Gemeinde sollte zu einer allseitig befriedigenden Quellwasserversorgung kommen. Zöbeli wurde als Obmann bestellt, der die Verhandlungen einzuleiten und weiterzuführen hatte.

Im Nebenstübchen des Wirtshauses herrschte eine schwüle und gedrückte Stimmung. Keiner der größeren Bauern fehlte. Denn eines jeden Interessen waren berührt. Durch die lange und unheimliche Dürre waren sie mürbe geworden und von vorneherein geneigt, jedem nur einigermaßen einleuchtenden Vorschlag ihre Zustimmung nicht zu versagen.

Zöbeli hatte ein Bündel Papiere und Akten vor sich liegen. Er saß oben am Tisch und eröffnete ohne Umschweife die Versammlung. Die Wirtin hatte alle Hände voll zu tun. Sette, das pausbackige Schenkmädchen, trug Gläser und Schoppen herein.

Der Kampf der Meinungen hatte begonnen. In einem Punkte waren sie alle einig: sie mußten Wasser haben.

Der Pfiffer-Hans, eine schmale, gedrungene Gestalt, auf der die Not der Zeit besonders hart lastete, hatte eben einen Vorschlag gemacht, der alle Gemüter beschäftigte. „Wir kaufen dem Baltisser das Wasser für die Gemeinde ab, wenn er solchen Überfluß hat."

Dieser Gedanke mußte nicht weit hergeholt werden. Der Pfiffer-Hans hatte das Eis gebrochen. Er hoffte auch, dem Baltisser einen Dienst zu tun. Der habliche Hüebli-Bauer war ihm vor ein paar Jahren mit etlichen tausend Franken beigesprungen und hatte es ihm ermöglicht, den „Stock" zu erwerben. Es war nicht leicht gewesen, das Geld aufzutreiben. Freilich, wenn er damals gewußt hätte, was er jetzt weiß, hätte er sich vielleicht doch nicht auf

dem Stocke niedergelassen. Aber dafür vermochte sich der Baltisser nichts. Der alte Stockbauer, der Haberächerler, hatte ihm von seinem Heimwesen und den verlockenden Erträgnissen so sehr den Kopf voll geschwatzt und ihm goldene Berge vorgemalt, daß er schließlich zu einem Preis sich verstand, der weit überstieg, was er hätte anlegen dürfen. Jetzt drückte ihn die Schuld, und er sann Tag und Nacht darauf, wie er sie von sich schütteln könnte. Die Aussichten standen nicht gut. Denn gerade sein Wasser war zufrühest versiegt, und wer kaufte einen Gewerb, auf dem man solchen Fährnissen ausgesetzt war?

Baltisser rutschte auf seinem Stuhl und reckte den Kopf. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er wußte, daß dieser Vorschlag hatte gemacht werden müssen. Schmunzelnd zündete er eine Zigarre an und freute sich, daß gleich zu Beginn die Verhandlungen ins richtige Fahrwasser gekommen.

Nach einem Augenblick lautloser Stille bemerkte Zöbeli, unruhig die Bauern musternd: „Ihr habt den Vorschlag gehört. Es verlohnt sich, ihm nachzugehen. Der Weg ist einfach. Was kostet die Quelle oder allenfalls, was die Oberwieser aus ihr entziehen? Wir brauchen vierzig bis fünfzig Minutenliter."

Baltisser ließ ein paar tüchtige Dämpfe steigen und tat geheimnisvoll. Er schien mit der Sprache nicht gleich herausrücken zu wollen. Aber da er nun einmal das Wort hatte und der Augenblick gekommen war, auf den er sich schon lange gefreut, griff er zu. Als guter und schlauer Geschäftsmann begann er mit einer eindrücklichen Schilderung der Dürre und Not, die auf Oberwiesen lastete. An ihrem eigenen Leibe hatten die Bauern sie soeben erfahren, und wie sie nun hörten, wie es werden könnte, wenn es so weiter ginge, wie Krankheiten und Teuerung schon lauerten im Hintergrund, begannen ihre Finger zu zittern und ihre Herzen zu klopfen. Zu aller Beruhigung wechselte Baltisser nun geschickt zu seiner Quelle hinüber und lobpries sie in so berückenden Worten, daß die Geängstigten aufatmeten und im Geiste die hohlen Hände ausstreckten nach dem unversieglichen Segen, den der Hüebli-Bauer in buchstäblichem Überfluß sein eigen nannte. Wie ein Retter in größter Not erschien er ihnen.

Damit waren die Wege geebnet, daß er hoffte, sie nicht mehr zu erschrecken, wenn er mit seiner Forderung herausrückte. 50 000 Franken mußte er haben für die Quelle. Der Preis war ansehnlich. Aber in Anbetracht des Gebotenen doch klein. Ja, machte er seinen Leuten nicht ein Geschenk? Wo gab es besseres Wasser? Und es mußte nicht weit hergeleitet werden. Die Röhren und Gräben verursachten unerhebliche Kosten. Alles rechnete Baltisser als Zückerchen zur genannten Summe den Oberwiesern vor.

Seltsam! Sie regten sich nicht. Sie mußten sich erst erholen. Das war gesalzen und gepfeffert! 50 000 Franken! Ein Heidengeld! Und soviel auf einen Schlag dem Baltisser in den Säckel jagen, ihm, der eigentlich schon mehr als genug hatte. Alle dachten es, keiner wagte es zu sagen. Sie nahmen einen Schluck und drehten und rankten sich zum Zeichen, daß ihnen etwas nicht paßte. Was wohl ihr Obmann, der Zöbeli, dazu sagte? Er mußte wissen, was recht war. Er kannte ähnliche Fälle.

So sollte er mit seiner Meinung herausrücken.

Er erhob sich von seinem Sitz und überschaute die Versammlung. „Ich weiß nicht, wie ich diese Stille deuten soll," sagte er. „Ihr habt gehört: wir müssen 50 000 Franken auf den Tisch legen. Es ist keine Kleinigkeit."

Man hörte ein Scharren am Boden. Der Bälle-Uecheli, der neben dem Baltisser saß, rückte mit dem Stuhl beiseite und maß ihn mit einem verwunderten Blick. Eine schwüle, ungemütliche Stimmung breitete sich über die Köpfe. Wie die Nebelchen aus den Pfeifen und Stumpen zu einem dichten, erstickenden Qualme ineinanderwuchsen, so ballte sich in den Oberwiesern ein Gewitter zusammen. Es brach nicht alsogleich los. Es meldete sich an auf den gerunzelten Stirnen und züngelte allbereits hervor aus unwilligen Blicken. Ein allgemeines sich Räuspern und Spucken hob an.

Baltisser merkte, daß das Wetter umgeschlagen hatte. Rechneten sie etwa damit, er schlage seine Quelle so leichthin los, um einen Pappenstiel?! Nein, so dumm war er nicht. Man schenkte ihm auch nichts. Die Zumutung verdroß ihn. Er wurde gereizt und sagte spöttelnd: „Glaubt ihr, das lötige Wasser sei keinen Schuß Pulver wert, weil es so lauter und nichts drin ist, weil es ganze Meere Wasser gibt. Es wiege nicht schwerer als die Luft, die wir jeden Tag um uns haben. Wie aber, wenn wir einmal keine Luft mehr hätten! Ihr schnapptet umsonst wie die Fische, die aufs Trockene kommen."

(Fortsetzung folgt.)